

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 18

Artikel: Rienzi : eine Richard Wagner Skizze
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670594>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dig den Meeresgrund; sie hatten Petroleum auf das Wasser geschüttet, um dessen Oberfläche zu glätten, da man bei der fortwährenden Wellenbewegung des Meeres nicht in die Tiefe sehen kann. Von dem Augenblick an, wo die oben beobachtenden Fischer bemerkten, wie die Tiere ins Netz gingen, bemächtigte sich aller eine ständig steigende Aufregung, die auch auf die am Lande Zurückgebliebenen übergriff. In dem Moment, da der Führer das Netz zuziehen ließ, steckte er eine weiße Fahne auf, durch welche der ganze Ort alarmiert wurde. In wenigen Augenblicken hatten Tausende von Neugierigen ihre Boote bestiegen, um hinaus aufs Meer zu fahren und dem interessanten Schauspiel beizuwohnen. Der Führer, Reis genannt, gab nun seine Befehle zum Angriff. Zuerst begann man unter ununterbrochenem, fast tierisch klingendem Gebrüll die Netze zu ziehen. Zirka 50 Mann standen auf dem Mannschaftsboote und zogen das auf der Führerbarke verankerte Netz ganz allmählich aber stetig empor. Je höher das mit den Fischen gefüllte Netz, die „Totenkammer“, an die Oberfläche kam, desto näher rückten die beiden Fahrzeuge zusammen. Die Aufregung war bis zum Siedepunkt gestiegen, und es lag eine unbeschreibliche Spannung in der Luft, als man den Augenblick erwartete, da plötzlich aus der Tiefe des Meeres sich Hunderte von Riesenleibern wälzen sollten, die niemand vorher gesehen hatte. Ganz

allmählich stieg das Netz höher, noch unsichtbar für den wartenden Zuschauer. Dann begann das Meer erst leise und dann immer stärker zu brodeln und zu kochen. Die Fischer griffen nach schweren Keulen und eisernen Haken, die sie zum Angriff bereit hielten.

Enger und enger zogen sich die Netze. Die Aufregung stieg immer mehr, der Meeresstrudel brauste immer wilder und hundert Augen starrten erwartungsvoll auf einen kleinen Fleck. Da erhob sich plötzlich aus dem brodelnden Wasser der Schwarm der Riesentiere, die in wilder Verzweiflung wie toll um sich schlügen und das Wasser hoch in die Luft hinaufpeitschten. Dieser Moment gab das Signal zu einem wahren Hexentanz. Wie eine Meute wilder Tiere fielen die Fischer unter lautem Gebrüll mit den Haken und Keulen über ihre Opfer her, rissen ihnen die Mäuler auf, stießen ihnen die Augen aus, stachen unbarmherzig in die schweren Leiber, daß sich das Meer weithin vom Blute der Tiere rötete.

Inzwischen wartete schon in den Konservenfabriken von Trapani ein Heer von Arbeitern auf die erbeuteten Fische, um sie binnen kürzester Frist zu schlachten, zu kochen und in Konservbüchsen zu füllen, die dann als „Thunfisch in Öl“ in die Welt hinausgehen und überall eine beliebte Delikatesse bilden.

Rienzi.

Eine Richard Wagner-Skizze von Stephan Georgi.

Am 20. Oktober 1842 hatten die musikbegeisterten Dresdener endlich ihren langerwarteten Tag. Viel war bereits über diese bevorstehende Sensation debattiert worden, über diese neue Oper und jenen kleinen, beweglichen Mann mit dem großen Kopf, den Kapellmeister Richard Wagner, der sie geschrieben und Dresden seit seinem Erscheinen in Unruhe gebracht hatte. „Ein Genie!“ behaupteten die einen. „Eine verrückte Musik! Einen Schritt weiter, und es ist überhaupt keine Musik mehr!“ eiferten die anderen.

Kein Wunder, daß das Königlich Sächsische Hoftheater am Aufführungstage bis zum letzten Platz gefüllt war und das erwartungsvolle Flüstern im Parkett, in Rängen und Logen einen ungewöhnlichen Abend kündete.

Nur einer im Raum teilte nicht die allgemeine Erregung. In der dunkelsten Ecke seiner Loge — vor ihm Minna, seine Frau, und Klara,

seine Schwester — saß Richard Wagner. Monate aufreibender Anspannung, in denen er eine Phantasiewelt nach seinem Willen geformt, lagen hinter ihm. Mit der losgelösten, fast teilnahmslosen Ruhe des Erschöpften sah er ins Parkett hinaus, auf erwartungsvolle Gesichter, seitene Kleider, sah auf den Vorhang, der sich bald heben würde, hörte das Stimmen der Instrumente im Orchester, wie einer, der sich fragt, ob das alles wirklich seinetwegen geschähe.

Es wurde dunkel, wurde still. Mit langhallendem Trompetenstoß begann die tragische Oper „Rienzi, der letzte der Tribunen“. Die Ouverture rauschte vorüber. Orsini, mit seinem Anhange römischer Nobilität trat auf und begab sich vor Rienzis nächtliches Haus. Eine eigenwegige, neuartige Musik, die vom Publikum zuerst noch nicht recht begriffen wurde.

Aber das alles sah und hörte Wagner nicht

mehr. Ihm lag noch immer der einleitende Trompetenstoß im Ohr. Dieser Trompetenstoß! Jahre, lange, schwere, trostlose Jahre hatte er darauf gewartet, hatte für das Erlebnis dieses Augenblicks gekämpft, gehungert, gebettelt... Endlich, endlich war dieser Augenblick da! Abgestreift waren nun auf einmal alle die harten Mühen des Gestern, alle Kümmernisse des Vergangenen. „Rienzi“ stand auf der Bühne! Bahnte den Weg für das Kommende!

Wie! War der erste Akt schon zu Ende? Galt ihm das Händellatschen dort draußen? Man kam, führte ihn aus der Loge, durch Gänge, über Stufen, dann stand er im Kreise der Darsteller auf der Bühne, noch bleicher im Scheine des Rampenlichts, und verneigte sich.

Er wußte nicht, wie er in seine Loge zurückgekommen war, wußte nur, daß er mit seinem „Rienzi“ siegte. Vorgebeugt saß er, starrte auf die Bühne ohne zu sehen, ohne sich von den gelgenden Rufen der Fanfaren wecken zu lassen, blickte mit halbgeschlossenen Augen über den Hintergrund hinaus in eine visionäre Ferne. Fest zusammengekniffen waren seine Lippen, trozig und willensfest vorgeschoben das Kinn.

Frau Minna Wagner, die vorn an der Brüstung saß, hatte schon unzählige Male mit erregten Händen ihr Taschentuch an Stirn und Schläfen geführt. Auch auf ihren Lippen lag das stumme, erlösende: Endlich! Ihr letztes Bangen war nach dem stürmischen Beifall des ersten Alters einer fest vertrauenden Glückseligkeit gewichen. Endlich am Ziele! Ach, wer von den festlich gepukten Menschen dort wußte etwas von den grauen Hungerjahren, die sie mit Richard durchlebt? Wer wußte etwas von dem langen Leidensweg des „Rienzi“? Vier Jahre war es nun her, seit ihr Richard, damals Kapellmeister in Riga, den ersten Entwurf des „Rienzi“ vorgelegt hatte, so großzügig, nur für erste Bühnen aufführbar, angelegt, daß sie seine hochfliegenden Erwartungen für überspannte Phantastereien hielt. Und dann sein Plan: Nur in Paris, dem Dorado der „Großen Oper“, konnte dieser „Rienzi“ aufgeführt werden! So ging es, nach seiner Entlassung aus dem Kapellmeisterposten und der darauf folgenden armseligen Zeit, die halbfertige Rienzi-Partitur in der Tasche, heimlich und gefährlich, fliehend vor den Gläubigern und dem Schulturm, bei Nacht und Nebel über die Grenze, auf stürmischer See nach England, und von dort ins verheißende Land Paris. Aber welch ein Paris wurde es! Ein Paris mit einer

ununterbrochenen Kette von Enttäuschungen und Fehlschlägen, zwei zermürbende Jahre Paris mit Entbehrungen, Hunger und nach Hilfe ausgestreckten Händen; ein Paris trostlos gescheiterter Hoffnungen. Und da endlich die Himmelsbotschaft, daß der „Rienzi“ in Dresden angenommen war! Hatte nicht auch Richard Tränen in den Augen gehabt, als sie den Rhein überquerten, als es heimwärts nach Deutschland ging? Und nun, da der „Rienzi“ mit Erfolg auf der Bühne stand, da man insgeheim schon davon sprach, daß Richard den Kapellmeisterposten am Dresdener Hoftheater erhalten sollte? Nun war es erreicht, zu Ende mit den Hungerjahren, mit dem unsteten Vagantenleben, dem beschämenden Handausstrecken nach Almosen, nun würde ein bleibendes warmes Nest gebaut werden, mit braunen, polierten Möbeln, mit schönen Teppichen, Samtvorhängen, feinen Gardinen an den Fenstern, einem farbigen Stoffhimmel über dem Bett, mit regelmäßigen guten Mahlzeiten auf dem Tisch mit dem Blumenstrauß. Ja, nun würde alles gut werden, würden auch alle Mißverständnisse und Zwiste aufhören, nun würde sie ihm ein behagliches Heim bereiten, ihn pflegen und verwöhnen, ihren wilden Richard.

Sie wandte sich um, strich, da sie seine verschränkten Arme nicht erreichen konnte, leise über sein Knie. „Du, Richard, jetzt haben wir's geschafft.“

Erwachend, mit einem aus der Weite zurückgeholt Blick, sagte er, mehr zu sich selbst denn zu ihr: „Ja, jetzt kann es losgehen!“

Minna sah ihn verwundert an, noch unklar über den fremden, harten Ton seiner Worte, noch ungewiß über den Sinn, der dahinter liegen mochte. Aber sie sah nur die zusammengekniffenen Lippen, den streithaften, zielfest in eine ihr unbekannte Ferne gerichteten Blick.

Da wandte sie sich zurück, versuchte dem Spiel auf der Bühne zu folgen, doch sie vermochte es nicht. Warum klopfte ihr Herz auf einmal so träge und schwer? Und je mehr sie sich um die Klarheit ihrer wirren Gedanken bemühte, je mehr der Argwohn gegen ihre Hoffnungen wuchs und sie mäßiglich zur Erkenntnis des Irrgangs ihrer Wünsche gelangte, um so ahnungsbanger zuckte es um ihren eben noch glücksbereiten Mund. „Es ist ja alles nicht wahr, was ich glaubte. Die Ruhe, der Frieden, das Heim, alles nicht wahr. Er wird nicht einmal den Kapellmeisterposten annehmen, wird eine Fessel darin erblicken. Es wird fortgehen wie es war, weiter fort ins Unsichere und Un-

gewisse . . ." Sie zog den Schal fester um ihre Schulter als fröstele sie.

Der „Rienzi“ war ein Erfolg, wie man ihn in Dresden seit langem nicht mehr kennen gelernt hatte; obwohl die Aufführung, um sechs begonnen, bis um zwölf dauerte, hatte das jugendlich heroische Werk, die geniale, nahezu ekstatische Wucht der Musik die Begeisterung des Publikums nicht ermüden lassen. Hände ohne Zahl streckten sich dem „kleinen Mann mit dem großen Kopf“ entgegen, beglückwünschten ihn als den Held des Tages, als einen mit einem Schlag berühmt Gewordenen. Da waren die Hauptdarsteller, Tichatschek, der den Rienzi, die Schröder-Devrient, die den Adriano gesungen hatte, waren Damen und Herren vom Hofe, aus der Gesellschaft. Mitten unter ihnen Richard Wagner, heiß im Rausch ersten Ruhmes, wortprühend im Vollbewußtsein seines Sieges, sprechend von dem Größeren, dem Eigentlichen, das nur erst kommen sollte, von der neuen deutschen Oper, deren Zeit er hervorbringen wollte. Und daneben Minna, hausmütterlich schlicht, von wenigen Freundinnen nur bemerkt und beglückwünscht; still, abseits mit ihren Gedanken, nicht mitschwängen können bei diesem Flügelrauschen kunstbesessenen Höhenfluges. Sie sah an ihrem Kleid herab, wußte, daß es nur eines kritischen Blicks bedurfte, um die billige Hausschneiderei zu erkennen, dachte plötzlich daran, daß sie vergessen hatte, zu Hause das Geschirr der Mittagsmahlzeit — Kartoffel und Hering — vom Tisch zu räumen, nahm sich vor, es beim Heimkommen schnell und unbemerkt zu entfernen.

Sie hätte es nicht zu tun brauchen, nicht zu befürchten brauchen, daß er an diesem Tage ein Auge für die Bagatellen des Alltags gehabt hätte. „Mienel! Mienel!“ rief er, als sie zu Hause waren, und fasste sie bei den Händen. „Was sagst du nun? Wir sind berühmt! Es leben die Schmerzen von Paris! Es leben die Jahre hungernden Kämpfens! Welch ein Tag, Mienel! Ein Tag erfüllter Hoffnungen! Ein Tag des Glaubens!“

„Ein Tag erfüllter Hoffnungen; ein Tag des Glaubens,“ wiederholte sie.

„Ja, und ich glaube! Ich glaube an mich! Und ich glaube an Gott, Mozart und Beethoven, in gleichem an ihre Jünger und Apostel; ich glaube, daß, wer nur einmal in den erhabenen Genüssen der hohen Kunst schwelgte, für ewig ihr ergeben

sein muß und sie nie verleugnen kann; ich glaube, daß alle durch diese Kunst selig werden, und daß es daher jedem erlaubt sei, für sie Hungers zu sterben!“ Er gab ihr einen Kuß, dann ging er zum Schreibtisch. „Und nun weiter, weiter auf neuen Wegen.“ Vor ihm lag die fertige Partitur des „Fliegenden Holländer“, die begonnene des „Tannhäuser“. Er blätterte, sprach vor sich hin, pfiff ein paar Themen.

Minna stand mitten im Zimmer, hilflos, ein erstarrtes Lächeln auf den Lippen; sie wagte nicht, etwas zu sagen; die Furcht, gerade jetzt ein unpassendes, nichtiges Wort zu sprechen, das ihren inneren Abstand von ihrem Manne offenbaren könnte, verschloß ihr den Mund. So unwichtig, unzulänglich kam sie sich vor; das Wissen darum, daß es ihm in seinem Streben um etwas Höheres als richtig Menschliches ging, das Bewußtsein ihrer flügellosen Erdgebundenheit, ihres Nichtmitkönnens hüllte sie in einen lähmenden Nebel dumpfer, beklemmender Angst. Wieder stand sie vor dem Wall, den sie nicht erklimmen konnte, vor dem Tor, zu dem ihr der Schlüssel fehlte.

Und so vermochte sie in ihrer Hilflosigkeit, in der Not des Sichanklammernwollens, nur eins zu tun: sich daran zu erinnern, daß sie für den heutigen Abend Lorbeer für Richard besorgt hatte, und sie ging, diese Blätter über sein Bett zu streuen.

Schritte, unaufhörliche, ruhelose Schritte nebenan.

Endlich kam er. Sah abgespannt und übermüdet aus. „Und nun schlafen, Mienel, ausruhen und Kräfte sammeln. Ich habe noch eine große Pionierarbeit vor mir.“

Er warf die Kleider ab, legte sich ins Bett, schlief, wie er seit langem nicht geschlafen hatte. Die Lorbeerblätter hatte er nicht bemerkt.

Minna lag mit wachen Augen. Sie hörte noch immer die Schritte von nebenan, ruhelos, immer, immer forschreitend, wie getrieben von einem ihr unsichtbaren, unfassbaren Dämon. Aus der Ferne kamen diese Schritte erst, dann näher und näher, gingen über sie hinweg, entfernten sich wieder, immer weiter, unaufhaltsam, schritten über alle Hindernisse hinweg einem fernen Licht zu, einem strahlenden Schein, der zu hell war für ihre Augen, einem Wege zu, so steil und hoch, daß sie nicht folgen konnte, zurückbleiben mußte . . .



Motiv bei Zetan.

Phot. Feuerstein, Schulz.